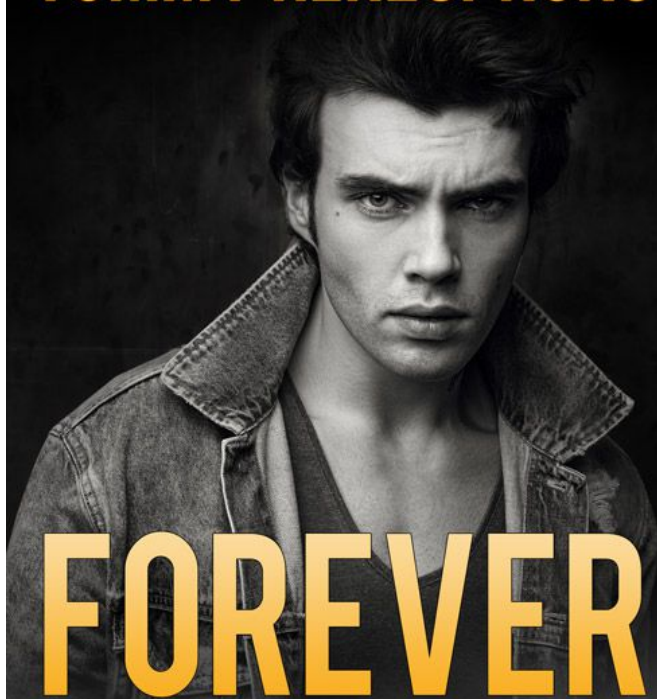


TOMMY HERZSPRUNG



FOREVER

Solange wir uns halten



Tommy Herzsprung

FOREVER

Solange wir uns halten

Männerherzen schlagen schneller

*Langsam ist das Erleben allen tiefen Brunnen.
Lange müssen sie warten,
bis sie wissen, was in ihre Tiefe fiel.*

Friedrich Nietzsche

Prolog

Leif

Drei Jahre zuvor

Noch bevor sich die Tür zu seinem Apartment öffnete, wusste ich, dass es ein Fehler war, ein weiteres Mal hergekommen zu sein. Ich hatte ihn in den letzten Monaten schon viel zu häufig besucht, als dass man noch von einer flüchtigen Bekanntschaft sprechen konnte. Und doch stand ich hier.

Ich schob es auf die nicht enden wollenden Machtkämpfe, die in der *Firma* herrschten, für die ich arbeitete. Und ich hoffte, mit einer Runde Sex wenigstens für ein paar Stunden den Kopf freizubekommen. Aber damit belog ich mich nur selbst. Die Wahrheit war, dass ich anfang, unsere Treffen auf eine Art zu mögen, die ich nicht zulassen durfte.

»Hey, Leif! Du bist spät dran, aber das macht nichts.« Jakob suchte Blickkontakt, doch ich erwiderte ihn nicht, sondern trat wortlos in den

kleinen Flur seines Apartments, das in Kopenhagens Zentrum unter dem Dach eines Geschäftshauses lag. Den Motorradhelm, den ich unter dem Arm trug, legte ich auf das Sideboard, das neben der Tür stand. Dann zog ich den Reißverschluss meiner schweren Lederjacke auf.

»Schön, dass du gekommen bist. Ich habe es kaum abwarten können.« Mit diesen Worten warf Jakob die Tür hinter mir ins Schloss. Auf den Zehenspitzen stehend fiel er mir um den Hals, und schon trafen unsere Lippen aufeinander.

Sofort schob ich meine Hände unter sein T-Shirt, zog es ihm über den Kopf und warf es achtlos auf die Sneaker, die neben dem Sideboard standen. Jakob entfuhr ein Keuchen, als ich meine Finger unter den Bund seiner Sporthose schob, seinen nackten Hintern packte und ihn hochhob.

»Verdammt, Leif«, stöhnte er, schlang seine Beine um mich und drückte dabei seine Erektion durch den dünnen Stoff der Hose gegen meine Brust. »Zwei Wochen, Mann! Warum hast du dich zwei verfluchte Wochen nicht bei mir gemeldet?« Er fuhr mit den Fingern durch meine Haare und sah mich fragend an.

»Wir haben eine klare Vereinbarung, Jako. Wir treffen uns, wenn wir Lust auf eine Runde Spaß haben. Das war's.«

»Ja, klar«, sagte er beschwichtigend und begann, mich erneut zu küssen, während ich ihn ins Schlafzimmer trug und darauf achtete, dass er

sich nicht versehentlich den Kopf an der Dachschräge stieß.

»Gut, dann wäre das geklärt«, sagte ich und warf ihn aufs Bett, das bedrohlich protestierte.

Jakob richtete sich auf und stützte sich auf den Ellenbogen ab, was seinen durchtrainierten Bauch zur Geltung brachte. Ich ließ meinen Blick über seinen Körper wandern und verharrte an seinem Schwanz, den er mir mit gespreizten Beinen durch seine Sporthose präsentierte.

»Ich weiß, was wir vereinbart haben. Keine Gefühle, keine Fragen, keine Verpflichtungen«, sagte er und sah mich unsicher an. »Aber ich habe dich vermisst. Und ich dachte, dass wir uns vielleicht öfter sehen könnten.«

»Ich bin nicht zum Reden hier«, entgegnete ich schroff und hoffte, ihn damit zum Schweigen zu bringen. Zwar hatte auch ich in den letzten Wochen oft an Jakob denken müssen, und um ehrlich zu sein, hätte ich ihn gerne früher wiedergesehen, aber ich hatte es mir untersagt. Genau genommen hatte ich es mir verboten, ihn überhaupt noch einmal zu sehen. Doch heute war ich schwach geworden.

Um deutlich zu machen, dass ich nur das eine von ihm wollte, ging ich auf ihn zu und zog ihm mit einem Ruck die Hose von den Hüften, sodass er nun endlich nackt vor mir lag.

Der Kerl sah echt verboten gut aus! Aber das musste er auch, denn neben seinem Job in einer Werbeagentur arbeitete er am Wochenende an

der Bar im *Coyote*, wo ich ihn vor ein paar Monaten kennengelernt hatte. Seitdem trafen wir uns sporadisch, um ... na ja ... Spaß zu haben.

Ich kniete mich vor das Bett, griff nach Jakobs Knöcheln und zog ihn so weit zu mir heran, bis sich sein Schwanz dicht vor meinem Gesicht aufbäumte.

»Dann hau später wenigstens nicht gleich wieder ab, sondern bleib zum Essen«, sagte er unvermittelt.

Ich erstarrte. Das war das Letzte, was ich hören wollte.

Aber was hatte ich erwartet? Ich wusste doch, dass solche Angebote früher oder später kamen, wenn man sich zu oft sah. Daher beendete ich meine Affären, lange bevor sie in die Nähe dieses Stadiums kamen.

Hau ab, Leif! Verschwinde. Jetzt.

Doch ich lächelte. Und blieb.

Kapitel 1

Brian

Ich bin gechillt. Bin ich wirklich. Aber einer Rede zu folgen, die bereits seit über vierzig Minuten die Entwicklung der skandinavischen Kunst vom beginnenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart behandelte, strapazierte meine Geduld doch enorm.

Unruhig stand ich am Rand des Ausstellungsraums, trat von einem Fuß auf den anderen und fluchte innerlich. Die neuen Lederschuhe drückten, und mein Rücken schmerzte, aber so gern ich es auch getan hätte, ich durfte mich auf keinen Fall gegen die Wand hinter mir lehnen, denn damit hätte ich unweigerlich Alarm ausgelöst. Schließlich hing dort, wie an allen Wänden um mich herum, irgendein alter, skandinavischer Schinken, der darauf wartete, von den Museumsbesuchern begutachtet zu werden.

Wie verdammt langsam doch die Zeit verging,

wenn man sich langweilte und sich zu allem Überfluss auch noch die Beine in den Bauch stand. Eine weitere Viertelstunde und ich würde im Stehen einschlafen oder einen Wadenkrampf bekommen oder beides. Doch als niederer Angestellter des *Nilson Museum* war ich dazu angehalten, stehen zu bleiben, da die in der Mitte des Saals aufgebauten Stühle ausschließlich für die zur Ausstellungseröffnung geladenen Gäste und leitenden Kuratoren reserviert waren.

Mühsam unterdrückte ich ein Gähnen. An einem Samstagabend gab es in New York definitiv angenehmere Möglichkeiten, sich die Zeit um die Ohren zu schlagen, als der Eröffnungsfeier zur Sonderausstellung *Think Dansk. Die dänische Lebensart im Spiegelbild der Kunst* beizuwohnen.

Glücklicherweise stellte dies heute eine Ausnahme dar. Normalerweise konnte ich mich vor diesen langatmigen Veranstaltungen drücken, da ich mich als einer von sechs Angestellten im Museum nicht um die Exponate, sondern um das Controlling kümmerte. Mein zugegebenermaßen öder Job war es, den Kuratoren auf die Finger zu schauen und gegebenenfalls draufzuhauen, wenn sie zu viel Geld ausgaben. Mit der Kunst an sich hatte ich wenig bis gar nichts zu tun, doch Theodor Huffstetler, unser Chief Financial Officer, hatte es für eine überaus gute Idee

gehalten, mich zu diesem heutigen Termin zu zwingen.

»Brian, Sie sind doch halber Däne. Kommen Sie am Samstag auf die Vernissage, es werden viele Ihrer Landsleute zugegen sein. Sogar der dänische Botschafter hat seine Anwesenheit angekündigt. Also ziehen Sie sich etwas Ordentliches an, denn wer weiß, vielleicht können Sie uns als Dolmetscher dienlich sein«, hatte mir Huffstetler am Donnerstag, als ich ihm zufällig im Flur vor den Toiletten über den Weg gelaufen war, aufgetragen. Dann hatte er den Reißverschluss seiner Hose hochgezogen, das Jackett über seinem dicken Bauch geschlossen und war in sein Büro gegangen.

Halber Däne? Zugegeben, ich war in Dänemark geboren, und auch meine Eltern stammten aus Skodsborg, einem Nest nördlich von Kopenhagen. Zumindest hatte Dad das stets behauptet. Aber da meine Mutter, als ich gerade zwei geworden war, Dad und mich im Stich gelassen hatte und einfach abgehauen war, war das bloß eine Erzählung, die ich nicht gern hörte. Ich hatte keine Erinnerung an meine Mum, nicht einmal ein Foto, und ich fühlte mich nicht als Europäer und erst recht nicht als Däne. Wie auch? Ich war acht gewesen, als mein Vater und ich Europa verlassen hatten und in die Staaten gezogen waren. Das lag jetzt zwanzig Jahre

zurück. Ich habe praktisch mein ganzes Leben hier verbracht.

Meine Stiefmutter war Amerikanerin. Meine Halbschwester war Amerikanerin. Ich war Amerikaner. Selbst Dad hatte einige Jahre vor seinem Tod seinen dänischen Pass nicht mehr verlängern lassen. Halber Däne? Schwachsinn.

Direktor Maddox verlor sich mehr und mehr in seinem Monolog über skandinavische Malerei und erreichte gerade das Jahr 1950.

Das konnte noch dauern.

Ich atmete tief durch und versuchte, so gut es ging, seine penetrante Stimme auszublenden. Erneut ließ ich meinen Blick über die Köpfe der Zuhörer wandern, nur um wie zufällig ein wenig länger am Profil des gut aussehenden Kerls zu verweilen, der in der drittletzten Reihe ganz am Rand saß und genauso gelangweilt aussah, wie ich mich fühlte. Bereits zu Beginn der Rede hatte er verstohlen auf seine Armbanduhr geblickt, und seitdem schrieb er ständig irgendwelche Nachrichten mit seinem Smartphone, das er unauffällig aus der Innentasche seines schicken, schwarzen Anzugs gezogen hatte.

Ob er Däne war? Wahrscheinlich nicht, denn mit seinen dichten, dunklen Haaren, dem bronzefarbenen Teint und den markanten Augenbrauen fehlten ihm sämtliche Merkmale, die man gemeinhin für typisch skandinavisch

hielt. Zudem trug er seinen Anzug so, wie es in New York gerade hip war. Schmäler Schnitt, die Krawatte locker gebunden, der oberste Hemdknopf offen.

Ich tippte auf Brooklyn. Vielleicht sogar Manhattan.

Als hätte er meinen Blick auf seiner glatt rasierten Wange gespürt, sah er von seinem Smartphone auf und mir direkt in die Augen.

Shit, er hat mich bemerkt.

Rasch schaute ich auf meine neuen, unbequemen Schuhe, als seien sie plötzlich das interessanteste Objekt des ganzen Abends.

Aber hatte ich das richtig gesehen? Hatte der Typ gelächelt, bevor ich unseren Blickkontakt so abrupt unterbrochen hatte? Konnte es sein, dass er versucht hatte, zu flirten?

Ich war mir alles andere als sicher, denn in Sachen Männer war ich zugegebenermaßen etwas aus der Übung. Obwohl Elijah und ich uns bereits vor über einem Jahr getrennt hatten, schaffte ich es nicht, mich zu überwinden, Ausschau nach einem neuen Freund zu halten.

Gerade als ich vorsichtig von meinen Schuhen zurück zu *Mr. Brooklyn oder Manhattan* schielen wollte, brandete Applaus auf. Maddox hatte seine Rede beendet, was die Zuschauer erleichtert aufatmen und pflichtschuldig Beifall klatschen ließ. Ich hingegen seufzte enttäuscht, denn von

dem Typen im schicken Anzug war nichts mehr zu sehen. Der Platz, auf dem er einen Augenblick zuvor noch gegessen hatte, war leer.

So viel zu meiner Vermutung, er hätte mit mir geflirt. Der Kerl hatte nicht schnell genug die Flucht ergreifen können. Und genau das würde ich nun auch schleunigst tun, denn die Gelegenheit war gut. Der offizielle Teil der Ausstellungseröffnung war mit dem Schlusswort des Direktors beendet, und die Gäste strömten in Richtung des Buffets und der Getränke.

Gerade als ich um eine Ecke biegen wollte, um möglichst unauffällig zu verschwinden, stellte sich mir mein Vorgesetzter Mr. Watts in den Weg, sodass ich beinahe in ihn hineingelaufen wäre.

Obwohl ich für einen Mann mit meinen eins achtundsiebzig nicht gerade ein Riese war, hätte ich Watts mühelos auf die blank polierte Glatze spucken können, wobei die Betonung klar auf *können* lag. Hätte ich jemals auch nur den geringsten Versuch in diese Richtung unternommen, hätte der kleine Giftzwerg mich schneller auf die Straße befördert, als ich *Kostenträgerrechnung* hätte sagen können.

»Madsen, sind Sie von allen guten Geistern verlassen?« Watts hob seine Hand, in der eine Sektflöte zwischen seinen dicken Fingern klemmte, und hielt sich das Glas vor sein rot angelaufenes Gesicht.

»Hallo, Mr. Watts! Schön, Sie zu sehen«, sagte ich und hoffte, dass er mir nicht ansah, wie mir das Herz in die Hose rutschte. Wenn mein Chef rot anlief, bedeutete es niemals etwas Gutes. Und egal, wie sehr ich meinen Job auch hasste – warum war ich nur auf die bescheuerte Idee gekommen, Finanzwesen zu studieren? –, ich brauchte das Geld. Das Leben in New York war nicht teuer, es war unbezahlbar.

»Wissen Sie, was das ist?«, fragte mein Abteilungsleiter.

»Äh, ein Glas Sekt, mit dem die Gäste auf die Ausstellungseröffnung anstoßen?«, fragte ich begriffsstutzig zurück.

Jesus, was wollte der Pitbull von mir? Watts war dafür bekannt, dass er, hatte er sich einmal in etwas verbissen, so schnell nicht wieder losließ.

Ich spürte, wie mir heiß wurde, und wünschte mich meilenweit weg. Hier stimmte etwas nicht, hier drohte Ärger.

»Das ist kein Sekt«, zischte er mir gefährlich leise zu. »Das ist Dom Pérignon.« Er atmete durch und wiederholte dann lauter: »Dom Pérignon! Sind Sie verrückt geworden? Leuchten bei Ihnen noch alle Lichter auf dem Kronleuchter? Haben Sie eine Vorstellung davon, was eine Flasche dieses Schaumweins kostet? Natürlich haben Sie das, denn Sie haben die Budgetierung des heutigen Abends ja zu

verantworten. Verdammt, Madsen, wie konnten Sie zulassen, dass Dom Pérignon ausgeschenkt wird? Sie kennen doch die angespannte Haushaltslage des Museums.«

»Ich, äh, ja«, stammelte ich. Meine Gedanken rasten, und ich ging noch einmal die Aufstellung durch, die mir Nina als zuständige Kuratorin vor der Vernissage zur Unterschrift vorgelegt hatte. Unter irgendeinem der Punkte auf ihrer ellenlangen Liste hatte sie bestimmt den Sekt versteckt gehabt, doch ich konnte mich trotz aller Anstrengung nicht erinnern, ob der Kostenpunkt auffällig hoch gewesen war. Vermutlich nicht, denn anderenfalls hätte ich bei Nina nachgehakt. Oder hatte ich die Position schlichtweg übersehen?

Fieberhaft überlegte ich, was eine Flasche Champagner dieser Marke kosten mochte und wie viele Kisten Sekt durchschnittlich auf unseren Ausstellungseröffnungen getrunken wurden.

Was für ein Schlamassel! Ich saß mächtig in der Scheiße. Watts, der Erbsenzähler, hatte in der Vergangenheit Kollegen schon für weitaus weniger kostspielige Fehler gefeuert.

»Guten Abend, die Herren«, sagte eine tiefe Stimme neben mir und unterbrach meine Berechnung, die inzwischen in schwindelerregenden Höhen angekommen war.

Fahrig sah ich zur Seite und entdeckte *Mr.*

Brooklyn oder Manhattan. Lässig stand er neben mir, zwei Gläser des sündhaft teuren Champagners in den Händen, von denen er eines in meine Richtung hielt. »Ich hoffe, ich störe nicht.« Er schenkte mir ein Lächeln, das zwei Reihen perfekter, weißer Zähne offenbarte, bevor er Watts mit einem flüchtigen Kopfnicken bedachte.

Als er sich wieder mir zuwandte, setzte mein Herz für einen Schlag aus. Aus der Nähe sah der Kerl noch besser als von weitem aus. Seine hohen Wangenknochen und die gerade Nase verliehen ihm etwas Aristokratisches, was durch die selbstverständliche Art, mit der er seinen Anzug trug, noch verstärkt wurde. Er stand so dicht vor mir, dass mich seine haselnussbraunen Augen gefangen nahmen.

»Guten Abend, Mr. Henson. Es ist mir eine Freude, Sie zu sehen. Nein, nein, Sie stören keineswegs«, begrüßte mein Abteilungsleiter den Neuankömmling. Sein Tonfall hatte sich radikal geändert. Aus dem eben noch angriffslustigen Pitbull war ein unterwürfiges Schoßhündchen geworden. »Wie geht es Ihrem Vater? Hat er es einrichten können, unserer bescheidenen Vernissage beizuwohnen?«, säuselte Watts und deutete eine Verbeugung an.

Was war hier los? Wenn Watts sich weiter so aufführte, würde noch jemand auf seiner Schleimspur ausrutschen. Wer war der junge Kerl

im Anzug, dass er es schaffte, mit seiner bloßen Anwesenheit meinen Chef zu einem Speichellecker mutieren zu lassen? Däne war er, wie ich zunächst vermutet hatte, jedenfalls ganz sicher nicht. Sein Akzent war einhundert Prozent New York.

»Nein, mein Vater konnte nicht kommen. Dafür hat er mich und ein paar Kisten Champagner geschickt«, sagte der Anzugträger. »Aber wenn Sie uns jetzt entschuldigen würden, ich bin mit ...« Er blickte unauffällig auf das Namensschild an meiner Brust, das alle Mitarbeiter heute Abend zu tragen hatten. »... mit Brian verabredet. Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen ...« Ein Blick auf das Schild an der Brusttasche meines Chefs. » ... Peter.«

»Ganz meinerseits, Mr. Henson. Und grüßen Sie Ihren Vater herzlich von mir«, fügte Watts bereits im Fortgehen hinzu.

»Das werde ich tun, Peter«, sagte Mr. Manhattan.

Inzwischen war ich mir sicher, der Typ war eindeutig Manhattan. Brooklyn? Ausgeschlossen.

Erleichtert atmete ich aus. Ich würde nicht gefeuert werden. Dass es Champagner gab, hatte ich nicht zu verantworten. Ich nahm das Glas, das der gut aussehende Fremde mir erneut entgegenhielt, und trank einen großen Schluck.

»Danke, du hast mir den Arsch gerettet«, sagte

ich und kippte vor Erleichterung darüber, dass der Dom Pérignon aus welchen Gründen auch immer eine Spende seines Vaters war, den Rest des Champagners direkt hinterher. »Ich bin übrigens Brian.«

Mr. Manhattan rückte ein wenig näher, und ich spürte, wie sich ein Ziehen zwischen meinen Beinen breitmachte. Der Kerl war heiß. Und er flirtete mit mir, daran bestand kein Zweifel.

Verstohlen ließ ich meinen Blick über sein Jackett gleiten, das an der definierten Brust ein wenig spannte und schmal auf die Taille zulief, ehe meine Augen auf seinem Schritt verweilten. Normalerweise stand ich nicht auf Anzugtypen. Mir reichte es, dass ich mich im Job mit ihnen herumschlagen musste, doch jetzt ertappte ich mich prompt dabei, wie ich mir den Kerl ohne Klamotten vorstellte.

Offensichtlich war ich sexuell vollkommen ausgehungert und, was noch schlimmer war, zu lange allein.

»Ich weiß, wer du bist«, sagte der Businessstyp und deutete auf das Namensschild an meiner Brust. »Du bist Brian Madsen, Finanzen und Controlling.« Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, das ich nicht richtig einzuschätzen wusste. Dann streckte er mir die Hand entgegen. »Carter Henson, zwangsverpflichtet und gelangweilt.« Er deutete auf ein unsichtbares

Namensschild an seinem Jackett. »Wie konnte mein Vater mich nur auf diese öde Vernissage schicken?«

Ich schüttelte seine Hand, die sich trotz des festen Händedrucks sanft und weich anfühlte. Es war die Hand eines Klavierspielers. Oder die eines Mannes, der hauptberuflich Sohn war und sein ganzes Leben noch nichts anderes getan hatte, als Dads Geld auszugeben.

»Ja, unser Direktor ist in seinen Reden immer sehr leidenschaftlich, aber manchmal schießt er übers Ziel hinaus«, sagte ich diplomatisch.

Carter trat noch näher an mich heran, sodass ich seinen Atem auf meinem Gesicht spüren konnte. Er roch nach Pfefferminz und Champagner. »Maddox ist ein Vollidiot«, sagte er unverblümt. »Mir ist es schleierhaft, warum mein Vater diesem Langweiler und seinem alten Kasten so viel Kohle in den Rachen wirft.«

In diesem Moment lief ein Kellner, der ein Tablett mit Getränken in den Händen hielt, an uns vorbei. Carter winkte ihn zu sich heran, ohne von mir abzurücken. Er griff nach einem vollen Glas Champagner und hielt es mir entgegen.

»Du siehst durstig aus«, sagte er, und seine Augen funkelten verschmitzt.

Ich zögerte, denn ich war mir unschlüssig, ob ich Lust auf mehr hatte. Lust auf mehr Alkohol und Lust auf das, was sich hier anbahnte.

Letztendlich aber reichte ich dem Kellner mein geleertes Glas und nahm Carter den Champagner ab.

Lächelnd stieß er sein Glas gegen meines. »Auf dich und deinen Blick«, sagte er. »So eindringlich hat mich schon lange niemand mehr angesehen. Ich gefalle dir.«

Einen Moment störte mich seine selbstverliebte Art. Doch meine Erregung machte sich zu stark in meinem Schritt bemerkbar, als dass ich der leisen Stimme, die mich vor Carter warnte, hätte Beachtung schenken können.

Demonstrativ ließ er seinen Blick über meinen Körper wandern. »Du gefällst mir auch. Vorhin, als ich dich zum ersten Mal gesehen habe, habe ich übrigens gedacht, du würdest zu den Skandinaviern gehören. Tust du aber nicht. Habe ich recht, Lockenkopf?«

Unbewusst fuhr ich mir durch die Haare, denn ich mochte meine Locken nicht. Ständig machten sie sich selbstständig, nie ließen sie sich bändigen.

»Ich bin in Dänemark geboren, lebe aber beinahe schon mein ganzes Leben in New York«, erklärte ich, während ich mir die Haare aus der Stirn strich.

»Aha, verstehe«, sagte Carter und legte mir eine Hand auf die Schulter, was mich in der Bewegung stocken ließ.

Sofort spürte ich, wie mein Herzschlag sich

beschleunigte und sich erneut das verräterische Kribbeln zwischen meinen Beinen bemerkbar machte.

»Du musst mir unbedingt mehr über Dänemark erzählen«, raunte Carter mir zu. »Kennst du einen Ort im Museum, wo wir ungestört reden können?«

Reden? Alles klar.

Ich rang mit mir. One-Night-Stands waren nicht mein Ding. Man wusste nie, wie sie verliefen, geschweige denn, wohin sie führten. Mein gewohntes Leben zwischen überfülltem Schreibtisch und verlassenem Bett war sicher nicht das Nonplusultra, aber zumindest bewahrte es mich vor Ärger und Enttäuschungen.

»Wer ins kalte Wasser springt, der schwimmt im Meer der Möglichkeiten«, hatte mein Exfreund mir an dem Tag, als wir uns endlich dazu durchgerungen hatten, uns zu trennen, neunmalklug gesagt. Doch ich schwamm nicht gern, und erst recht schwamm ich nicht gern in kaltem Wasser. Keine Spontanentscheidungen, kein unnötiger Stress. Danach handelte ich, und damit fuhr ich gut. Immer.

Jetzt aber hörte ich mich sagen: »Ich weiß, wo wir hingehen können.«

Ende der Leseprobe